

Morgenblatt.

Reichspost.

Unabhängiges Tagblatt für das christliche Volk.

Bezugspreise

beständig zweimaliger Zustellung für Wien: monatlich K 8.00, vierteljährlich 23.00, halbjährlich 44.00. Für Oesterreich-Ungarn: bei täglich zweimaliger Postverteilung monatlich K 7.40, vierteljährlich 22.00, halbjährlich 44.00. Für Deutschland: vierteljährlich K 22.00, und durch die Postämter laut dort auflegender Postverteilungsliste. Länder des Weltverkehrs: vierteljährlich K 22.00.

Redaktion, Verlags- und Druckerei: Wien, VIII, Strassgasse 2, Fernsprecher: 18870, 18871, 22641, Postpartamentale Oesterreich, Ungarn & Bosnien-Herzegowina 7741. Geschäftsstelle: L. Schuler, Straßgasse 11, Fernsprecher: 2926. Einzelpreise: Morgenblatt 24 h, Sonn- und Feiertagsblatt 30 h, Nachmittagsblatt 4 h.

Nr. 602

Wien, Dienstag, den 31. Dezember 1918

XXV. Jahrgang

Im Deutsch-Südtirol.

Von Universitätsprofessor Dr. Oswald Menghin.

Nach mancherlei Nachrichten, die aus Deutsch-Südtirol zu uns bringen, beginnen sich die Italiener dort in einer Weise häuslich einzurichten, die darauf schließen läßt, daß sie das Land nicht mehr zu verlassen beabsichtigen. Mancher, der die langjährigen Bestrebungen der Italiener nicht verfolgt und den Ruf „Fino al Brennero“ nur für ein jugkräftiges Schlagwort gehalten hat, um wenigstens die welschen Landesteile für Italien zu gewinnen, wird sich überrascht fragen: Ist denn das möglich? Wissen die Italiener nicht, daß sie damit rein deutsches Volksgelände beanspruchen? Und wenn sie es wissen, empfinden sie nicht das schreiende Unrecht, dessen sie sich durch solche Forderungen schuldig machen? Denken sie nicht daran, was als Recht aufgestellt wurde, als es noch galt, Italiens Ansprüche auf Südtirol zu verfechten? Fürchten sie denn nicht, eine deutsche Irredenta ins Land zu bekommen, den Haß des deutschen Volkes auf ewige Zeiten sich zuzuziehen?

Wer heute solche Fragen stellt, könnte fast als naiv angesehen werden. Denn er vergißt auf den Macht- und Siegestaumel, in dem unsere Gegner heute schwelgen. Den Haß des deutschen Volkes fürchten? Es ist ja in ihren Augen zerschmettert auf Generationen. Eine deutsche Irredenta fürchten? Mit den paar hunderttausend Deutschen Südtirols hofft Italien bald fertig zu sein; gewaltsame Italianisierung heißt das Zauberwort dazu und sie wenden es schon kräftig an: Und die Rechtsfrage?

Was kann für Menschen, die das weltgeschichtliche Wort des sacro egoismo auf das Staatsbanner geschrieben haben, Recht bedeuten? Was gilt in dieser Welt des Machiavellismus überhaupt noch als Recht? Macht und noch einmal Macht! Aber — vielleicht doch nicht zum dritten Male Macht. Selbst den härtesten Gewaltpolitikern der Entente drängt sich, wenn nicht alle Zeichen trügen, hin und wieder der beklemmende Gedanke in ihre Veranschaulichungspläne, daß der stolze Bau schon zusammengebrochen, daß sich das Walten einer höheren Gerechtigkeit zwar leugnen, aber nicht ausschalten läßt, daß sich jeder Fehler, jedes Unrecht, jede Gewalttat gerade im Leben der Staaten naturnotwendig, gesetzmäßig rächt. Und wie jedes unserer Feindvölker heute in zwei Heerlager gespalten ist, so kämpfen sichtlich die führenden Männer unter unseren Gegnern einen heißen Kampf mit sich selbst und untereinander. Die Parolen lauten: Sie Rechts-, die Gewaltirrenden!

Es ist ein Kampf der Geister, der nun blutiger Waffenwahl folgt, es ist die Krönung all der Bitternisse vierjährigen Krieges. Erst der Ausgang dieser geistigen Schlacht, die auch wir mitschlagen, da wir zum Friedenswerke schreiten, wird entscheiden, wie lange der Welt des Friedens holde Segnungen wiedergeschenkt sein werden. Um jede Nation, um jedes Stück Land, um jedes Restchen Volksgut tobt dieser Kampf — und je gerechter er entschieden wird, desto mehr wird nachher des Friedens auf Erden sein.

Aber dieser Geisterkampf ist nicht von heute und gestern, so wenig als dieser Krieg von heute und gestern war. Schon vor dem Zusammenprall der Heere rangen Oesterreich und Italien mit den Waffen des Geistes, und dies Ringen war des Krieges Vater, wie es das Erbe des Krieges ist. Jahrzehnte vor dem Waffengang waren ausgefüllt von geistigen, von wissenschaftlichen Kämpfen über die Frage, wer nach Rechten Herr von Südtirol sei, ob Oesterreich, ob Italien. Sind diese Kämpfe schließlich etwas anderes als das Eingeständnis, daß Macht allein nicht das Recht über den Besitz eines Landes schafft, ja daß Macht allein nicht einmal imstande ist, den Besitz eines Landes zu sichern, da selbst die stärkste Macht am ungerechten Besitze zerschellen muß?

Die Angreifer im Kampfe der Geister waren seit einem Jahrhundert die Italiener, und wir stehen heute mehr denn je in der Verteidigung. Das Schwergewicht ihres Ansturmes zielte auf Südtirol. Selbstverständlich; denn hier besaßen sie einen Haltpunkt, den ihnen niemand streitig machen konnte: die geschlossene romanische Nationalität der Bewohner. Galt dieser Rechtsakt auch nichts vor den Leitern des Völkerstaates Oesterreich, konnte er hier nichts gelten, so traf er doch um so mehr Verständnis in der weiten Welt, bei allen Feinden Oesterreichs, bei den Heerführern der nationalen Staatsidee. Und so gewann die Irredenta Kraft. Als sie stark genug war, wagte sie noch weiterzugreifen und auch Deutsch-Südtirol, vom Brenner bis zur Salurner Klause, bairische Heimat seit den Anfängen des Mittelalters, für Italien einzufordern. Wie das? Das Deutschtum dieser Gebiete ließ sich im Ernst nicht leugnen. Aber das nationale Moment, die Verursachung des gegenwärtigen völkischen Besitzstand, war nie und nirgends die einzige Waffe irredentistischer Strömungen. Denn der Irredentismus ist schon in seinem Kerne nichts als ein Vorläufer des Imperialismus, so ideal er sich auch gebärden mag. Erstarkt, zeigt er bald die Krallen und zieht mit dem schweren Geschütz der Wissenschaft ins Feld, wenn es gilt, irredentistische Ansprüche zu vertreten, deren Berechtigung auf

Zweifel stößt. Geographie und Geschichte müssen vor allem herhalten, wo näherliegende Beweise versagen, denn mit beiden läßt sich trefflich streiten.

Das gilt besonders für die politische Geographie. Ist es nicht klar, daß man zu ganz anderen Resultaten gelangen muß, je nachdem ob man von den Gipfeln der Alpen oder vom Kamme der Apenninen aus in die Lande späht, ob man die Welt vom Standpunkte des österreichischen Völkerstaatsgedankens und des Alpendeutschtums oder von jenem des italienischen Imperialismus aus betrachtet? Wer aber könnte in solchen Fragen je dem andern Teile die Richtigkeit der eigenen Voraussetzung begreiflich machen? Denn selbst wenn die Superiorität des übernationalen Staates anerkannt würde, so ist damit lange noch nicht zugegeben, daß innerhalb eines solchen Staates die Nationen nicht zur Gänze vereinigt sein sollen. Und wenn es gut war, daß in Oesterreich Slaven und Italiener unter deutscher Führung zusammengeschlossen waren, warum sollen nicht Deutsche und Slaven die Wohltat italienischer Führung genießen? Die deutschen Gelehrten verfechten als Ergebnis der Wissenschaft, daß die natürliche Südgrenze der Alpenländer durch den Austritt der Flüsse in die Ebene bedingt sei. Die italienischen Geographen stellen es als ihre wissenschaftliche Ueberzeugung hin, daß der Alpenkamm die schönste Naturgrenze Italiens gegen Norden sei. Mir erscheint die deutsche Auffassung als die richtigere, tiefer, die italienische als mechanisch, oberflächlich, unhistorisch, weil sie weder der Bedeutung der Flüsse, noch der Menschen, ihrer Kultur und ihrer Geschichte Rechnung trägt. Allein ich würde nicht wagen, einen Nichtdeutschen des Unverständes zu zeihen, wenn er all das nicht so findet wie wir. Denn meiner Ueberzeugung nach hat man bei verschiedenen nationalen und rassischen Gruppen nicht nur mit Imponderabilien im Gemüts-, sondern auch mit solchen des Verstandeslebens zu rechnen, und muß daher im Urteile vorsichtig sein. Ohne gemeinsame Grundlage ist aber eine Verständigung nicht denkbar: sie fehlt hier und kann kaum gewonnen werden. Ich meine daher, daß dieser Weg zwar zu reicher wissenschaftlicher Belehrung, aber nicht zur Klärung des Rechtsstandpunktes führen wird. Immerhin muß er betreten werden, wenn ihn der Feind betritt, damit ihm nicht Truggründe und Gelegenheiten zu Fälschungen in die Hand fallen. So muß eine beliebige Entstellung der geographischen Tatsachen mit aller Schärfe zurückgewiesen werden. Wir leugnen nicht, daß der Alpenkamm eine natürliche und strategische Nordgrenze der Apenninenhalbinsel darstellt. Eine Fälschung der gegebenen Verhältnisse ist es aber, wenn von irre-

Maria Luise.

Von Friedl Schreyvogel.

In den hohen Wandergängen des adeligen Damenlebens verklang zart und träumerisch das helle Lied, das der Frühling in den Straßen der alten Stadt angestimmt hatte.

Und wenn irgendwo, ganz nahe, ein Klingendes dachon aufschwirrte und der Wind es zärtlich wie einen bunten Schmetterling herantrug, verwehrten ihm die hohen, strengen Mauern den Weg. Nur da und dort, durch ein vergessenes Fenster, schwebten die werdenden Grüße des Lebens und erstarrten leise in dem Schweigen, das sie drinnen umfing.

Denn sie wissen nichts mehr von dem Leben da draußen, die Mädchen, die durch das schwere Tor gegangen sind — nur in der Anmut ihres Schreitens ist noch immer ein halbergeessener Klang von Jugend und Frühling, wenn sie durch die hohen Wandergänge ihres stillen Hauses geben.

In einem der hellen, getäfelten Zimmer saß Maria Luise, die greise Komtesse von Gardenau. Sie hatte ihr Fenster weit offen und wenn die Sonne auf den Rosenstrauch in der kristallinen Vase vor ihr fiel, nickte sie ihm zärtlich, wie einem guten Freunde zu. Dann wieder bliete sie auf den Brief, der offen vor ihr lag und sagte leise seine Worte vor sich hin: „Ich möchte so gerne bei dir sein und dir von meinem Glück erzählen, Tante Maria Luise...“ Vom Glück... wiederholte sie verstonnen und wie sie nun zu ihrem alten Mädchenchreibstisch ging, der wie ein zierlicher Gast in dem großen Gemache stand, lag jenes Lächeln um die Lippen der Komtesse von Gardenau,

Behutsam nahm sie die Feder und als sie den letzten Zug mit ihrer groben, steilen Schrift getan hatte, kam es fast wie Nührung über sie. Sie dachte daran, wie sehr sich ihr Liebling Georg über diesen Brief freuen werde, in dem nur die wenigen Worte standen: „Komm' zu mir mit dem Mädchen, das du lieb hast und ich will mit euch glücklich sein...“

Langsam öffnete sich das schwere Tor des alten Hauses und freundlich lächelnd wies die Pförtnerin einem jungen Poare den Weg.

Georg von Gardenau schritt mit dem Mädchen, das er liebte, feierlich und voll Erwartung durch die stillen Gänge. Als sie aber die Türe, die man ihnen gewiesen hatte, öffneten, erlebten sie etwas so Wunderschönes, daß ihr späteres Leben oft von dem Glanze dieser Stunde überstrahlt war.

Das ganze Gemach war voll von Blumen. Helle, duftige Frühlingsblüten standen in den schlanken Vasen, waren auf den Tischen verstreut und wanden sich um die Bilder an den hohen Wänden. Inmitten dieses Frühlings aber stand mit Tränen in den Augen Maria Luise und wandte ihr weißes Haupt voll Anmut den beiden zu. Da wußten Georg und seine Liebste nichts Besseres, als daß sie wortlos ihre zarten Hände, die sich ihnen entgegenstreckten, küßten und dann nur leise und innig sagten: „Wir haben uns so lieb — Tante Maria Luise...“

Es wurde eine wunderbare, zarte Feier, die ihrer Liebe galt. Sie sahen voll Freude um den duftenden Tisch, selbst um die Gläser und den Kuchen war ein Kränzlein geschlungen und auf den dünnen Schalen aus altem Porzellan, die sie nur ganz behutsam aus der Hand setzten, trieben Amoretten ihr zierliches Spiel.